

AMSTERDAMER BEITRÄGE ZUR
ÄLTEREN GERMANISTIK

Begründet von
Cola Minis†

In Verbindung mit A.H. Touber

herausgegeben von
Guus Kroonen, Erika Langbroek, Arend Quak
und Annelies Roeleveld

Band 71 — 2014

Niederlandistik und Germanistik
im Kontakt

Jelle Stegeman zum Abschied

Herausgegeben von
Elvira Glaser und Marja Clement



Amsterdam - New York, NY 2014

Werkes (S. 11). In der Einleitung und für die Textanalyse zitiert sie relevante Passagen aus Werken, die sich explizit mit der Überlieferungsgeschichte und der Beurteilung der weniger bekannten Werke der Karlsepie beschäftigen. Danach erläutert sie mittels einer versgenuen Interpretation die verschiedenen Stadien der Geschichte, wobei der Herrscherhof in der Bewährungsprobe der rote Faden ist, der durch die ganze Studie läuft. Sie erklärt, in welcher Weise der Erzähler Motive aus anderen Epen gebrauchte und sie der Handlung seiner Erzählung anpasste. Er ist als allwissender Erzähler anwesend, bringt Struktur an in den Übergängen zwischen den Szenen und informiert sein Publikum, das dadurch mehr weiß als die Protagonisten, und deshalb auch beurteilen kann, welche Fehler Karl und sein Hof machen und welchen Lernprozess sie folglich durchmachen müssen. Seine Beteuerung, seine Geschichte sei wahr, könnte bedeuten vielleicht, dass er sie gelesen hat.

Die Monographie liefert einen wichtigen Beitrag zur Forschungsdiskussion über karlepische Texte im Allgemeinen und zur Diskussion über den literarischen Wert von *Morant und Galie* im Besonderen und darf daher mit Recht als gelungen betrachtet werden.

Cobie Kuné

Handschriftliche Überlieferung

Fragment (M): Biblioteka Jagiellońska, Krakau, Sign. Berol mgq 666.

Karlmeinet-Kompilation (A): Landes- und Universitätsbibliothek Darmstadt, Sign Ms. 2290.

Inhalt:

1,1-216,19	Karl und Galie
216,29-293,34	Morant und Galie
293,41-373,64	Karls Eroberungszüge, Kaiserkrönung und Heidenkämpfe
374,1-394,49	Karl und Elegast
394,50-533,12	Rolandslied (und Ospinel-Einschub)
533,13-540,49	Karls Lebensende (und der eschatologische Epilog)

Textzeuge (C): Stadtarchiv Köln (Sammelhandschrift, etwa 1420), Sign. Ms. Best. 7020 (W*).

Inhalt:

1r-60r	Alexandergeschichte des so genannten Meister Babiloth (Anfang fehlt)
60v-116r	Johannes von Hildesheim, Dreikönigslegende (deutsche Prosaübersetzung)
116r-161r	Niederrheinischer Bericht über den Orient
162r-165r	Streitgedicht Jude gegen Christ
166v-168	Bruchstück von Paris und Helena
172r-242v	Der kleine Seelentrost, mit Zusätzen aus der Erzählung von Barlaam und Josaphat nach dem großen Seelentrost
244r-280v	Morant und Galie
282r-375v	Bruder Philipps Marienleben

Textausgaben

Karl Meinet, hg. von Adalbert von KELLER, Stuttgart 1858 (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart XLV) [Reprint Amsterdam 1971].

Morant und Galie: Nach der Cölner Handschrift, hg. von Erich KALISCH, Bonn/Leipzig 1921 (Rheinische Beiträge und Hilfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde 2).

Morant und Galie, hg. von Theodor FRINGS und Elisabeth LINKE, Berlin 1976 (Deutsche Texte des Mittelalters 69).

Das Fragment M, in: Karl LACHMANN, Über drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte aus dem zwölften und aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. In: Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1836, S. 159-190; wiederabgedruckt in: LACHMANN, Karl, *Kleinere Schriften zur deutschen Philologie*, hg. von Karl MÜLLENHOFF, Berlin 1876, S. 519-547.

Guus Kroonen: *The Proto-Germanic n-stems. A study in diachronic morphophonology* (Leiden Studies in Indo-European 18) - Rodopi, Amsterdam-New York, NY 2011. Geb. xxx S. (ISBN 978-90-420-3292-4).

Für seine Dissertation wollte Verf. eigentlich die in Leiden entwickelte „Substrate Theory“ an den Geminaten des Germanischen überprüfen. Er kam aber zu der Einsicht, dass dies ohne eine ausführliche Darstellung der germanischen *n*-Stämme nicht möglich sei. Das Material seiner Arbeit bilden daher die *n*-Stämme der nord-, ost- und westgermanischen Sprachen, vom Gutnischen bis zum Zimbrischen. Diese Datenbasis ist einmalig. Indem vor allem auch rezente deutsche Dialekte berücksichtigt werden, geht Verf. weit über die sonstigen Datenerhebungen in der Indogermanistik hinaus. So wird das Datenmaterial anhand der einschlägigen, wenn möglich, etymologischen Wörterbücher des Alt-, Neuisländischen, Alt-, Neuschwedischen, Alt-, Neudänischen, Alt-, Neunorwegischen, Alt-, Mittelenglischen, Altfrisischen, Neuwest-, Nordfrisischen, Saaterländischen, Altnieder-, Mittelniederdeutschen, Neuniederländischen, Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen, Bairischen, Pfälzischen, Schwäbischen, Elsässischen, Lothringischen, Zimbrischen gewonnen. Auch dialektgeographische Erläuterungen finden sich (z.B. zum Wort *Wasser*, 204ff.).

Die Studie enthält insgesamt 11 Kapitel. In der Einleitung (1) werden zweierlei Arten von Varianz bei *n*-Stämmen aufgezeigt, deren Untersuchung für die Arbeit zentral sind, der Wechsel des wurzelauslautenden Konsonanten zwischen einfachem Laut und Geminat und die Variation des Wurzelvokalismus. Damit ist das Forschungsprogramm klar umrissen. Folgerichtig steht am Anfang dann auch eine Darstellung der Flexion der *n*-Stämme im Indogermanischen und Germanischen (2). Für die Ursprünge der indogermanischen *n*-Stämme nach dem amphikinischen, hysterokinischen, proterokinischen Typ folgt Verf. Beekes' *The origins of the Proto-Indo-European nominal inflection* (1985). Dabei flektieren die germanischen *n*-Stämme weitgehend nach dem amphikinischen Typ. Kapitel (3) und (4) behandeln dann den Ursprung der Geminaten und den Konsonantenwechsel bei *n*-Stämmen. Verf. schließt sich der Assimilationstheorie an, wie sie zuerst F. Kluge Ende des 19. Jh.s vorgeschlagen hat und von R. Lühr ausführlich mit Belegen gestützt worden ist (*Expressivität und Lautgesetz im Germanischen*. 1988 [= Lühr]). Mitberücksichtigt werden bei Kroonen ähnliche Konsonantenwechsel in Richtungsadverbien und iterativen Verben (5), (6). Alternative Erklärungen, die „Expressivity Theory“ und die „Leiden Substrate Theory“ werden in (7) diskutiert. Um die Vokalalternanz in *n*-Stämmen geht es darauf in (8), (9), (10). Derartige Alternanzen haben sich – so Verf. – aus den regulären Ablautformen der *n*-Stämme entwickelt. Hier wird auch eine Erklärung für den „pseudo-

ablaut“ in niederdeutschen Dialekten präsentiert. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse findet sich in (11).

Von den mit Kluges Lautgesetz konkurrierenden Erklärungen der germanischen Doppelobstruenten widerlegt Verf. (19ff.) einleuchtend die „Expressive Theory“ (zuletzt Ringe 2006). In der Tat haben die meisten Nomina mit Doppeltonis oder Konsonantenwechsel eine Bedeutung, die keine expressive, lautnachahmende oder Intensität bzw. Iteration ausdrückende Lautgebung vermuten lässt (Lühr 191). Auch enthält die Annahme einer expressiven Geminatbildung – so Verf. (125) – „a critical theoretical fallacy“. „It is *a priori* implausible that a completely new range of phonemes (i.e. geminates) could be introduced into a linguistic system by extra-linguistic factors such as charged semantics“. Plausibel ist auch sein Votum gegen die Herleitung der germanischen Geminaten mit Hilfe der Substrattheorie (126ff.). Allerdings scheint Verf. (290) Nasalierungen, die von Lühr teilweise einer expressiven Nasalisierung zugeschrieben werden, für Substanzphänomene zu halten.

Die Diskussion der lautlichen Besonderheiten der *n*-Stämme, Geminaten und Kürzungen von Geminaten nach überlangen Silben, z.B. got. *smakka* ‚Feige‘ bzw. got. *diups* ‚tief‘, beginnt mit Kluges Gesetz. Zusammen mit Bezzenger und Osthoff nahm Kluge an, dass ein *n* an einen vorausgehenden Verschlusslaut assimiliert wurde und so eine stimmlose Geminatbildung ergab. Doch gibt es Gegenbeispiele, z.B. got. *auhns* ‚Ofen‘, anord. *hrafn* ‚Rabe‘, ahd. *zeihhan* ‚Zeichen‘. Verf. folgt auch hier Kluge, nach dem die *n*-Assimilation bei Wurzelbetonung verhindert wurde. Dies würden insbesondere Wörter mit vollstufiger Wurzel zeigen; vgl. got. *ibns* ‚eben‘, *rigns* ‚Regen‘ (48; zu alternativen Erklärungen vgl. Lühr 343 [*ibns*], 325, 333 [*rigns*]). Bei der Annahme einer Akzentbeteiligung an der *n*-Geminatbildung bleibt jedoch unklar, warum im Falle von vorurgerm. **k^vn-* kein Wandel zu **-k^wk^w-* eingetreten ist; vgl. got. *siuns* ‚Gesicht, Gestalt‘ < urgerm. **segni-* < **seχni-* und nicht ***sek^wk^wi-*. Dazu Lühr 192: „Weil kein Grund besteht, warum Labiovelare von der Verdoppelung durch **n* ausgenommen sein sollten und weil die Verdoppelung von **kk*, *pp*, *tt* nur nach dem Lauwandel von vorurgerm. **-k^vn-* > urgerm. **un-* eingetreten sein kann, ist fraglich, ob zur Zeit der Entstehung von **kk pp tt* der Akzent noch seine aus dem Vorurgermanischen übernommene Akzentstelle hatte.“ Jedenfalls ist der Lautwandel von **-gn-* zu **-un-* der Terminus *post quem* für das Eintreten der *n*-Geminatbildung im Germanischen. Das Lautgesetz insgesamt wurde von Lühr (196) folgendermaßen formuliert:

Die *n*-Geminatbildung beruht vermutlich auf einer im Urgermanischen eingetretenen Verdoppelung von **n*, die durch eine sprachspezifische Verringerung der „consonantal strength“ von **n* bedingt wurde. Die Schwächung dieses Konsonanten führte zu „schlechten Silbenkontakten“; dies wurde durch die Verdoppelung des vorausgehenden Konsonanten wieder ausgeglichen. Von der Verdoppelung waren, der westgermanischen Konsonantengeminatbildung vergleichbar, stimmlose Verschlusslaute und stimmhafte Reibelauten betroffen, wobei die verdoppelten stimmhaften Reibelauten in der Geminatbildung zunächst zu Verschlusslauten und dann wie im Oberdeutschen zu stimmlosen Verschlusslauten wurden. Nach der Verdoppelung ist der die Geminatbildung auslösende Nasal geschwunden.

Anders als Kluge angenommen hat, besteht nach dieser Auffassung der Lautwandel also nicht aus einer Assimilation, sondern wie bei der westgermanischen und mittelländischen Konsonantengeminatbildung aus einer Verdoppelung als „a means of eliminating the poorest syllable contacts“ (R.W.Murray & Th. Vennemann, Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft 8 [1982], 331). Verf. hat jedoch folgende Einwände: „If lengthening did take place before *n*, the question arises why this lengthening did not occur before **m* as well? Und: „why [are] the voiced fricatives **b*, **d*, **g* doubled, while the voiceless fricatives **f*, **þ*, **h* were not?“ Möglicherweise können diese Fragen aber unter Verweis auf typologische Parallelen aus indogermanischen Sprachen beantwortet werden: Wie die Plateaubildung bei R[esonant]R[esonant]-Onsets belegt, ist im Falle der Nasale die Reihenfolge *mn*. Vgl. Bildungen von der Wurzel **mneh₂-* (gr. μμνησικω) und mit nullstufigem **-men-*Suffix wie z.B. gen.sg. **/h₂k-mn-és* → **/h₂k.mnés*, aind. *ásnás* (Keydana, Silbenstruktur und Phonetik, 11 [www.keydana.de/download.php?id=Silbenstruktur.pdf]). Das bedeutet, dass *m* auf der Skala der „consonantal strength“ vor *n* rangiert und *n* somit einen schlechteren Silbenkontakt als *m* bewirkt. Folglich löst ein silbenanlautendes *m* hinter einem Verschluss- oder stimmhaften Reibelaut als Coda-Konsonant keine Konsonantengeminatbildung aus. Und für das Fehlen der Verdoppelung der stimmlosen Reibelauten lassen sich sogar Argumente aus dem Germanischen, genauer Althochdeutschen, anführen. Ausschlaggebend ist hier die Position dieser Laute im Wort, die auf eine Lenisierung im Silbenanlaut weist. So entwickelt sich die urgermanische Spirans **χ* im Silbenanlaut zum Hauchlaut, im Silbenauslaut bleibt **χ* erhalten: ahd. [*h*]ano vs. *nā[χ]*, und bei der Kontinuante der urgermanischen Spirans **f* erscheinen die Graphien <u, v> vor allem im Inlaut. In gleicher Weise dürfte die Lenisierung des **þ* zuerst im Inlaut eingetreten sein (W. Braune & I. Reiffenstein, Althochdeutsche Grammatik, I, 2004, § 166). Entsprechend wird die urgermanische Spirans **s* im Althochdeutschen „im Anlaut vor Vokal und im Inlaut zwischen Vokalen zu einem weichen Laut“ (J. Franck & R. Schützeichel, Altfränkische Grammatik, 1971, 130). D.h., die Lenisierung ist silbenphonologisch geregelt, da sie nur im Silbenonset auftritt: *hoves* vs. *hof* (R. Szczepaniak, Der phonologisch-typologische Wandel von einer Silben- zu einer Wortsprache, 2007, 134f.). Haben derartige Lenisierungen nun auch im Germanischen gegolten (vgl. die Aussprache von *h* wohl als Hauchlaut nicht nur im gotischen Inlaut, sondern auch im Anlaut), ergäben sich für eine zunehmende *n*-Geminatbildung von **f*, **þ*, **χ*, **s* „schlechte“ Silbenkontakte, wenn hinter silbenauslautendem nicht-lenierten **f*, **þ*, **χ*, **s* vor **n* im Onset bei Geminatbildung die lenierten Varianten erscheinen würden. Vgl. dazu die Schreibung <fethdhahha> bei Isidor (K. Matzel, Ein althochdeutscher Grammatiker. In: Sprache 12, 1966, 34 Anm. 13; K. Matzel, Untersuchungen zur Verfasserschaft, Sprache und Herkunft der althochdeutschen Isidor-Sippe, 1970, 451 Anm. 517). Denn eine lenierte Spirans als Onset wäre auf jeden Fall schwächer (von größerer Sonorität) als der Silbenauslaut. Eine Entwicklung z.B. von **-χ-n-* zunächst zu ***χ-hn-* im Falle einer *n*-Geminatbildung wäre somit unterblieben. Trifft diese Erklärung zu, würden sich **f*, **þ*, **χ*, **s* aufgrund ihrer lenierten Allophone im Silbenanlaut von **b*, **d*, **g* unterscheiden: Bei diesen Lauten wirkt das

Silbenkontaktgesetz. Festzuhalten bleibt dann, dass die Lenisierung von stimmlosen Reibelauten im Silbenanlaut der Grund dafür gewesen sein könnte, dass ursprüngliche stimmlose Spiranten von der *n*-Gemination ausgeschlossen waren. In diesem Fall wäre sowohl die Gemination allein durch *n* und nicht auch durch *m* als auch das Ausbleiben der Gemination bei den Fortsetzungen der urgermanischen stimmlosen Reibelaute **f*, **þ*, **χ*, **s* mit dem Silbenkontaktgesetz vereinbar und die von Lühr zum Vergleich herangezogene Entwicklung von stimmhaften Reibelauten zu stimmlosen Verschlusslauten infolge der westgermanischen Konsonantengemination, wie sie im Oberdeutschen vorliegt, könnte als mögliche Parallele zur *n*-Gemination mit stimmhaften Reibelauten weiterhin bestehen bleiben. Zu erwägen wäre aber auch, dass die stimmhaften Reibelaute in Kontakt mit *-n-* zu stimmhaften Verschlusslauten wurden (wie hinter *-n-*). Die Gemination würde dann nur Okklusive, nicht Frikative betreffen (Hinweis von Sergio Neri).

Im folgenden Kapitel „Kluge’s law and the *n*-stems“ behandelt Verf. die Allomorphie bei diesen Stämmen und die Kasusformen, die den verschiedenen daraus hervorgegangenen Paradigmen zugrunde liegen: Genitiv, Akkusativ, Dativ. Für die Genitivendung zieht er entgegen der herrschenden Meinung (Schindler, Schaffner, Lühr) den Ansatz **-az* dem Ansatz **-iz* vor, weil sich bei **-iz* mehr *i*-Stämme und weniger *a*-Stämme ergeben hätten. Zu bedenken hierbei ist aber, dass die *a*-Stämme die am meisten produktive Stammklasse im Germanischen ist und einen Sog auf andere Flexionsklassen ausübt. Sonst folgt Verf. (69), vom Ansatz der Genitiv-Endung abgesehen, weitgehend den von Lühr (199) angenommen paradigmatischen Ausgliederungen. Doch bleibt seine Erklärung des Paradigmas von *Boden*, einem alten *men*-Stamm, mit Hilfe von Kortlandts Glottaltheorie schwierig (65f.).

Auch der Ansatz eines ursprünglich *o*-stufigen Akk.Pl. **knattuns* (neben Gen.Sg. **knuttaz*) ‚Knoten‘ (144), beim **e ~ *u*-Typ der *o*-stufige Akk.Pl. **b^holg^h-n-ŷs* beim Wort für *Balken* (149), **dhron-n-ŷs* beim Wort für ‚Drohne‘ (155) und öfter (169), vor allem beim **ū ~ *u ~ *a*-Typ (297ff.) erscheint problematisch. Zu der Sippe von ahd. *bort* ‚Schild‘, got. *himins* ‚Himmel‘ vgl. Lühr, Studien zur Sprache des Hildebrandliedes, II (1982), 720ff., 557ff.; zu der Sippe von *Rogen* Lühr (332), das wegen anord. *hrogn* < **hrugna-* sicher ein ernstzunehmendes Gegenbeispiel gegen die *n*-Gemination darstellt (zu weiteren Gegenbeispielen wie ahd. *thegan* vgl. Lühr 330ff.).

Anders als Lühr rechnet Verf. im Falle der geminierten stimmhaften und stimmlosen Frikative **ðð*, **dð*, **gg* bzw. **ff*, **hh*, **þþ* wie Kluge mit Analogie. „... the rise of fricative geminates simply proves that the length opposition had been grammaticalized“ (vgl. auch 138). Auch wenn „a linguistically real proportion for the introduction of these secondary geminates was lacking“ würde dies nicht gegen die von Kluge so genannten *Associationen* sprechen (75). Die vom Verf. angenommene Verallgemeinerung von **þ* : **þþ* und **d* : **dð* anstelle von **t* : *tt* (< **þ/*d* : *tt*) verstößt aber gegen die u.a. in der der generativen Phonologie vertretene Markiertheitstheorie, nach der Reibelaute markierter als Verschlusslaute sind. Es würde also bei einem solchen analogischen Ausgleich ein Wandel vom weniger Markierten zum mehr Markierten verlaufen, also zu G: GG (← G: KK) und X: XX (← X: KK) (Lühr 207, 379), Ana-

logien, die außerhalb der Indogermanistik zu Recht mit Skepsis betrachtet werden. Vielmehr hat man hier genau einen Fall von „Alternationsopazität“ der Allomorphie (Kiparsky) **þ* : **tt* bzw. **d* : *tt*, der einen Ausgleich zu **t* : **tt* erwarten lässt. Auch sind Verdoppelungen von Resonanten gegenüber einem Resonanten aufgrund ihrer stets gleichbleibenden Artikulationsart nicht mit der vom Verf. postulierten analogischen Verdoppelung von *þ* : **þþ* und *d* : **dð* anstelle von **t/þ/d* : **tt* vergleichbar (Verf. 79).

Betroffen sind alle Wörter, für die Verf. derartige Analogien annimmt, wie z.B. *Haken*, *Knappe*, *Motte*, *Ratte*, ahd. *ritto* ‚Fieber‘, mndl. *kib(be)* ‚Korb‘, dt. *Klette*, mndl. *regghe*, *rigghe* ‚Reihe‘ (142, 221ff., 232ff., 234f., 236f., 239ff.; vgl. dazu Lühr 285f.). In Lühr (206ff., 251f., 255) wurden dagegen die wenigen Wörter, die geminierte stimmlose Spiranten aufweisen, onomatopoeisch (ae. *pohha* ‚Tasche‘, anders Verf. 289f.) oder als Assimilationen aus **-hþ-* erklärt (mc. *latthe* ‚Latte‘, ae. *moþþe* ‚Motte‘, mndl. *clisse* ‚Klette‘ ‚Latte‘) erklärt. Verf. (139, 216, 220) erwägt hier eine Alternative: **mupkan-* mit Wandel zu **mukþan-* und anschließender Frikativierung von **k* wie bei der Vorform von afries. *krocha* ‚Schiffchen‘? (322).

Was nun Kluges Gesetz bei der Bildung von Verben angeht, so schließt sich Verf. (94, 107) der Auffassung Osthoffs (1892) an, nach dem die germanischen Verben mit Obstruentengemination von indogermanischen *neh₂*-Präsentien ausgegangen sind, wobei für die Schwundstufe der Wurzel der sogenannte *tudāti*-Typ analogisch eingewirkt habe (105). Wie beim Substantiv wird dabei – lautlich wenig überzeugend – eine vierfache, durch *n*-Gemination und analogischen Ausgleich bedingte Alternation zwischen kurzen und langen, stimmhaften und stimmlosen Konsonanten angenommen. Die Frage, warum gerade die Fortsetzungen der *neh₂*-Präsentien im Germanischen so oft iterative Bedeutung haben sollen, bleibt offen. Der Hinweis auf das Litauische ist hier wenig hilfreich (101). Vielmehr handelt es sich um eine germanische Sonderentwicklung, die letzten Endes von Verbaladjektiven auf **-nó-* (z.B. ai. *bhugná-* ‚gebogen‘) ausgegangen ist und zu Verben wie afries., mndl., mndd., mhd. *bocken* ‚niedersinken, niederlegen‘ geführt hat (Lühr 349). Wie diese Verbkategorie im Germanischen produktiv wurde, hat bereits Wissmann (Nomina postverbalia in den altgermanischen Sprachen nebst einer Voruntersuchung über Deverbative *ō*-Verba. 1932) zutreffend beschrieben:

die kürze und intensivität der handlung [wurde] bezeichnet durch die kürze und intensität der wurzelform“. Da aber hüpfen z.B. „nicht einfach ‚sich wiederholt im Gelenk biegen (und springen)‘, sondern ... ‚sich in kurzen, stoßweisen Sprüngen bewegen‘ ist, wurde die Doppeltenuis auch zur Bezeichnung von sich wiederholenden Handlungen verwendet.

Speziell für die Verdoppelung der stimmhaften Media rechnet Verf. damit, dass „the iterative verbs [like ME *toggen* ‚to tug‘] seem to have simply adopted the root-final voiced stop of the strong verb, and doubled it at a recent stage“. Dabei sei die Verdoppelung „derivationalized“ worden. Vergleichbar seien die Geminaten in Hypochoristika (104). Wie aber wiederum Wissmann (1932) gesehen hat, „... bringt die Media Geminata das Schlawfe, Unfeste und Schankende einer Bewegung oder Handlung zum

Ausdruck“ (vgl. Lühr 350). Es handelt sich also beim Verb wie im Falle der Doppeltenis auch bei der Doppelmedia um Lautsymbolismus. Dies kann nun in gleicher Weise für das Nomen gelten. Doppelmedien sind u.a. zur Bezeichnung von Weichem, Rundem, Schlaffem eingesetzt (Lühr 379), z.B. anord. *koddi* ‚Kissen‘ (Lühr 297), schwed. *rugge* ‚Busch‘, frühndl. *klodde* ‚Knäuel‘, mhd. *kūte* < **kūddōn-* (oder **kūttōn-*), nnorw. dial. *mugge* ‚Haufen von 10 Garben Korn‘, mndl. *schobbe* ‚Garbe‘, anord. *stubbi*, *stubbr* ‚Baumstumpf‘, nnorw. dial. *knubb* ‚Holzklotz‘ (dazu Lühr 287), saterl. fries. *tabbe* ‚Zapfen‘ (anders Verf. 176, 225ff. [zu ahd. *zatta* ‚Flachs‘, dt. *Zotte*], 269, 270f., 273, 275, 279, 284f., 286f., 297ff., 341ff.; aber anord. *krubba*, näd. *krybbe* usw. sind aus dem Niederdeutschen, wo **bb* durch die westgermanische Konsonantengemination verursacht ist, entlehnt; Lühr 251; anders Verf. 179), zur Bezeichnung von Geräuschen, wie es beim Auftreten von Tieren (mhd. *tāpe* ‚Pfote, Tatze‘ < **dēbban-*, dt. *Dappe*, *Tappe* < **dabban-*) oder beim Betreten einer sumpfigen oder nassen Stelle entsteht; z.B. mndl. *slobbe* ‚Schlamm‘ (Lühr 296, 305), mndd. *dobbe* ‚Teich‘, mndd. *podde*, *pudd* ‚Kröte‘, ahd. *chrotta* ‚Kröte‘, mhd. *rūp(p)e* ‚Quappe‘, mndd. *slagge(n)* ‚nasskaltes Wetter, Schmutzwetter‘ (Verf. 211, 280f., 282f., 314f., 347), bei Hypochoristica/Bezeichnungen für Spitzes, mndd. *hobbe* ‚kleiner Hügel‘, ahd. *krutō* ‚Korb‘, mndd. *snebbe*, *snibbe* ‚Schnabel‘ (Lühr 371; anders Verf. 248f.), ae. *twigge* ‚Zweig‘, mndd. *tagge* ‚Zweig‘, zu got. *tagl* ‚Haar‘, ae. *sceagga* ‚Haar‘, eigtl. ‚an der Spitze Befindliches‘ (zu isl. *skagi* ‚Halbinsel‘), schwäb. *zāk(e)* ‚Haken‘ < **tēggan-*, ahd. *hāc(c)o* ‚Haken‘ < **χēggan-*, ahd. *chrāpfo* ‚Haken‘ < **krēbban-*, ahd. *chrācco* < **krēggan-* ‚Haken, Harpune‘, zu nnorw. *kragg* ‚gekrümmter Baum‘, mhd. *snācke* < **snēggan-* ‚Schnake‘ (Verf. 257, 271, 316f., 317ff., 326, 328ff. [anders zu *Haken*, ahd. *chrāpfo*, ahd. *chrācco*, mhd. *snācke*, ahd. *kratto* Lühr 286, 288, 300, 283]) oder bei Bezeichnungen für Minderwertiges, z.B. mndd. *mugge* ‚Pferdekrankheit‘, ahd. *scratto* ‚larva, lar malus‘ (Verf. 279, 345).

Für die Ausbreitung der Obstruenten von den Geminaten der Iterative aus auf die starken Verben („de-iterativization“) schließt sich Verf. jedoch Lühr (1988) an (107). Auch das Gotische besitzt solche Verben; vgl. *slūpan* ‚gleiten, schlüpfen‘ (Lühr 1988: 352). Dass die *n*-Gemination im Nordwestgermanischen aufgekommen sei (so Fagan 1989), findet Verf. daher zu Recht wenig überzeugend (112). Eine weitere auffällige lautliche Erscheinung ist das **ū* als Vollstufenersatz für **eu* im Verbalsystem des Gotischen, Nord- und Westgermanischen; z.B. afries. *skūfa* neben ahd. *skioban* ‚schieben‘. Verf. sieht hier einen Zusammenhang mit den Iterativen. Weitere Forschung ist hier sicher notwendig (zur analogischen Ausbreitung von **ū* beim Nomen vgl. Lühr 257; vgl. auch B. Vine (1985): „On the Germanic Type *lūkan*“. In: Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 98, 60-81).

Die unter „The evidence“ behandelten *n*-stämmigen Wortsippen sind das Kernstück der Arbeit. Sie sind nach 10 Ablauttypen geordnet (147ff.). Hier zeigt sich der große Vorteil der Arbeit und der Fortschritt gegenüber der bisherigen Forschung: Die zahlreichen *n*-Stämme des Germanischen, und zwar nicht nur solche, die *n*-Gemination oder zugehörige Ausgleichsformen enthalten, sind nach ihren Belegformen Paradigmen zugeordnet; z.B. beim **e* ~ **u*-Typ anord. *hjarsi* ‚Krone‘, ahd. *hirni* ‚Hirn‘;

anord. *kjarni*, mhd. *kerne* ‚Kern‘; anord. *ljómi*, got. *lauhmuni* ‚Blitz‘; got. *milhma* ‚Wolke‘, dt. *Rahm*, *Schinken*; ahd. *stero* ‚aries, vervex‘; dt. *Zelge*; mhd. *zumpf(e)* ‚penis‘ (aber ohne Hinweis auf eine mögliche „expressive“ Nasalisierung, 192ff.; dazu Lühr 92ff.); dt. *Wieche*, *Wieke*; beim **e* ~ **a*-Typ mhd. *vase* ‚Faser‘; dt. *Hase*; beim **a* ~ **u*-Typ dt. *Barsch*; dt. *Brachse*; *Galze*; beim **ī* ~ **i*-Typ dt. *Biene*, got. *skeima* ‚Fackel‘, dt. *Striemen*, mhd. *swirre* ‚Uferpfahl‘, dt. *Zecke*, *Weihe*; beim **ai* ~ **ī*-Typ ahd. *eihhorn(o)*; beim **ū* ~ **u*-Typ mndd. *stūpe* ‚Schandpfahl, Schandsäule‘ (zu anord. *stūfr* ‚Stumpf‘, Lühr 247, 257). dt. *Daumen*, dt. *Schnupfen* (dazu Lühr 245f.), dt. Sprosse, anord. *str(j)ipi* ‚Kehle‘, beim **ō* ~ **a*-Typ dt. *Hut*, ahd. *chuohho* ‚Kuchen‘, dt. *Kranich*, dt. *Mohn*, beim **ō* ~ **ū*-Typ got. *fon*, *funins* ‚Feuer‘, dt. *Sonne* usw. Dabei werden die urgermanischen, vorurgermanischen und gegebenenfalls indogermanischen Paradigmen rekonstruiert und nachgewiesen, aus welchen Kasusformen die in den germanischen Einzelsprachen hervorgegangenen Fortsetzungen von *n*-Stämmen hervorgegangen sind. Auf diese Weise wird sofort klar, welcher Ablaut, welcher Stamm in welcher germanischen Sprache bezeugt ist. Auch wird angegeben, wann der Ansatz eines *n*-Stammes unsicher ist, z.B. bei der Sippe von dt. *Klumpen* (178f.). Die etymologische Forschung wird diese scharfsinnigen und gut begründeten Analysen dankbar zur Kenntnis nehmen, zumal sie auf den oben genannten Wörterbüchern gegründet sind. Bei keinem *n*-Stamm des Germanischen darf künftig ein Verweis auf „The Proto-Germanic *n*-stems“ fehlen

Rosemarie Lühr

Matthias Teichert: Von der Heldensage zum Heroenmythos. Vergleichende Studien zur Mythisierung der nordischen Nibelungensage im 13. und 19./20. Jahrhundert. - Winter, Heidelberg 2008. 414 S. (ISBN 978-3-8253-5512-8).

Die Forschung zur Rezeption mittelalterlicher Literatur im 19. und frühen 20. Jahrhundert hat Konjunktur. Doch dabei fällt auf, dass sich das Interesse der meisten Publikationen auf jene Texte konzentriert, die kulturgeschichtlich und ideologisch oder genauer: bei der Konstruktion eines Nationalbewußtseins von größerer Bedeutung waren. Daher gibt es kaum Arbeiten über die Rezeption des Minnesangs oder des Artusromans im 19. Jahrhundert. Vielmehr drehen sich die Mehrheit der Beiträge um heroische Dichtung oder, wie im Falle Arminius' und der Varrusschlacht, um Ereignisse, die zwar keine mittelalterliche Heldengesänge erzeugt haben, die aber im Bewußtsein des 19. Jahrhunderts bald episch-historischen Charakter erhielten. Die Nibelungensage steht dabei meist an erster Stelle.

Matthias Teicherts Beitrag zu dieser Debatte ist ein Buch, das die Aufnahme und Verarbeitung der nordischen Zeugnisse der Nibelungengeschichte in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert untersucht. Es interessieren ihn also jene Autoren, die in ihren Werken die Sage auf der Grundlage ihrer Kenntnis der Edda und der Völsungensaga verarbeiten. Das sind in ganz besonderem Maße Richard Wagner im *Ring des Nibelungen* und Wilhelm Jordan in seinem Epos *Nibelunge*, denen die beiden um-